LILY CATTENS

THE PAST BETWEEN US

ONE YEAR
ONE LOVE
ONE SECRET

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag
N. Reichow
Neumarkstraße 31
44359 Dortmund
info@gedankenreich-verlag.de
www.gedankenreich-verlag.de

THE PAST BETWEEN US

Text © Lily Cattens, 2025
Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image
Lektorat/Korrektorat: Teja Ciolczyk
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © shutterstock
Druck: BOOKS FACTORY Sp. z o.o.
ul. Cukrowa 22
71-004 Szczecin (Polen)

ISBN 978-3-98792-126-1

© GedankenReich Verlag, 2025
Alle Rechte vorbehalten.

Der Verlag behält sich das Text- and Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

LILY CATTENS

THE PAST BETWEEN US

ONE YEAR
ONE LOVE
ONE SECRET

Für meinen Bennett
und meine Hope.
Und für alle,
die ihre noch suchen.

Kapitel 1
DIE REISE

Melody

Eine Mischung aus Verwesung und Verderben dringt durch jede Pore meines Körpers, als hätte sich die Luft selbst damit infiziert. Um mich herum herrscht nur Dunkelheit. Nicht die gewohnte Finsternis, die man aus London kennt, sondern ein dunkles Loch, das alles in seine Abgründe zieht.

Eben wurde dieser Ort noch von Straßenlaternen erleuchtet und es regnete, aber jetzt fällt kein einziger Tropfen mehr vom Himmel. Es ist viel kälter, als es das noch vor wenigen Sekunden war.

Ich taste mit meiner Hand den Boden neben mir ab und treffe auf unebene große Steine – die nicht dort sein dürften. Hektisch drehe ich den Kopf in alle Richtungen und meine Atmung bricht in unregelmäßigen Stößen aus mir heraus. Kalter Schweiß läuft über meine Stirn und ich höre das Klopfen meines eigenen Herzens. Meine Hand landet in einer schleimig-kalten Masse, die sich sofort um meine Finger legt. Ein spitzer Schrei entfährt mir und ich reiße sie erschrocken zurück.

Großartig. Einfach nur großartig!

Ich habe keine Ahnung, was es ist, aber angesichts des üblen Gestanks sollte ich vermutlich froh über meine Unwissenheit sein. Langsam aber sicher dreht sich mir der Magen um, ein Würgen kommt aus meiner Kehle und jeder neue Atemzug verstärkt das drängende Bedürfnis, mich zu übergeben.

Angeekelt reibe ich meine Hände an meiner Jeans ab und versuche, aufzustehen. Mein Knie pocht schmerzhaft und auch mein linker Knöchel fühlt sich seltsam dumpf an. Bloß habe ich keine Ahnung, wie ich überhaupt hier auf dem Boden gelandet bin.

Nachdem ich endlich aufrecht stehe, schlinge ich meine Arme um mich, in dem erfolglosen Versuch, meinen zitternden Körper festzuhalten. Leise Stimmen dringen aus der Ferne an meine Ohren, aber sonst ist es still.

Viel zu still.

In London ist es nie ruhig, egal zu welcher Uhrzeit oder an welchem Ort. Doch hier ist es genau das: keine Autogeräusche, kein Stimmengewirr, keine Musik. Nichts.

Hektisch greife ich mit meinen Händen zur Seite und wedle wild herum, in der Hoffnung, etwas zu fassen zu bekommen, aber es erwartet mich nur Leere. Hinter mir sollte eine Hauswand sein. Ich habe mich dort wegen des Regens untergestellt. Sie war ganz sicher da! Sie kann nicht weg sein! Verzweifelt mache ich einen Schritt zur Seite und taste blind um mich.

Das kann nicht sein! Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!

Mein Brustkorb schnürt sich zusammen, bei jedem Atemzug brennt meine Lunge. Mit zitternden Händen ziehe ich den Reißverschluss an meiner Jackentasche auf und taste nach meinem Handy. Als ich es zu fassen bekomme, wäre es mir fast wieder durch meine zittrigen Finger gerutscht. Das Display leuchtet auf und ich kneife die Augen zusammen, geblendet von dem Licht nach der undurchdringlichen Dunkelheit. Ich blinzle mehrfach, um mich langsam an die neue Helligkeit zu

gewöhnen, dann sehe ich mich vorsichtig um. Mit der Taschenlampe meines Handys leuchte ich die Umgebung ab. Nicht weit entfernt läutet in diesem Augenblick eine Kirchturmglocke und die vorherige bedrückende Stille ist durchbrochen. Obwohl ich erleichtert sein sollte, fühlt es sich eher so an, als würde jeder Glockenschlag das Unheil vor meinen Augen ankündigen.

Schmutzige, heruntergekommene Hausfassaden, zerbrochene Fensterscheiben und eine schlammbedeckte Kopfsteinpflasterstraße erstrecken sich vor mir.

Ich presse mir die Faust auf den Mund, doch es ist zu spät. Mit einem gewaltigen Schwall ergießt sich mein Mageninhalt auf die Straße.

Ich kann nicht hier sein. Ich war doch in London! Ich bin durch die Straßen gelaufen, weil ... Ich schüttle mich. Das spielt jetzt keine Rolle! Ich erinnere mich noch genau an die kleine Pizzeria, den Blumenladen an der Ecke und das Haus mit dem markanten Vordach, unter dem ich Zuflucht gesucht habe. Bloß ist nichts mehr davon da.

Würgend und spuckend kommt auch der letzte Rest aus meinem Magen und hinterlässt einen unangenehmen, bitteren Säuregeschmack auf meiner Zunge. Ich wische mir mit dem Handrücken über den Mund, doch es hilft nicht, diesen widerlichen Geschmack loszuwerden. Inzwischen ist mir selbst das egal. Es gibt nur eine Sache, an die ich denken kann: Ich muss hier weg!

Abrupt setze ich mich in Bewegung. Mein Puls rauscht in meinen Ohren. Die Taschenlampe meines Handys nach vorne gerichtet, renne ich die Straße entlang. Mein Magen rebelliert

erneut, ich rutsche auf dem Schlamm zweimal fast weg und das Pochen in meinem Knie nimmt immer weiter zu. Aber das alles nehme ich kaum wahr. Es zählt nur, hier wegzukommen.

Doch wie weit ich auch renne, welche Abzweigung ich nehme, es gibt kein Entkommen. Es ändert sich lediglich der Straßenbelag unter meinen Sohlen. Mal ist es Kopfsteinpflaster, mal purer Schlamm oder kleine Steinchen. Aber die Dunkelheit bleibt, genau wie die Häuser, die halb auseinanderfallen. Das alles ist ein Albtraum, vielleicht sollte ich einfach warten, bis ich aufwache. Es kann nicht real sein. Es gibt keinen Ort in London wie diesen. Es gibt schlimme, hässliche Plätze, aber nicht das. Es kann nicht real sein.

❧

Irgendwann habe ich aufgegeben. Es ist zwecklos. Es gibt keinen Ausweg aus diesem Höllenloch. Weder bin ich aufgewacht noch hat sich das Ganze als billiger Trick entpuppt. Die zerfallenen Häuser und stinkenden Straßen sind noch da, bloß die Dunkelheit und Stille weichen langsam dem Dämmerlicht und den Geräuschen einer erwachenden Stadt.

Es gibt keine Motorengeräusche, keine Hupen und keine Sirenen. Doch immer mehr Stimmen erklingen und ich höre Geklapper hinter verschlossenen Fenstern.

Kalter Schweiß klebt auf meiner Haut, aber meine blanke Panik ist Erschöpfung gewichen. Ich bin unglaublich müde von der schlaflosen Nacht, den Geschehnissen des gestrigen Tages und allem, was darauf gefolgt ist. Es hat auch wenig geholfen, dass ich stundenlang durch die Straßen geirrt bin, in der

Hoffnung, irgendetwas zu finden, was mir bekannt vorkommt. Alternativ wäre ich über Handyempfang glücklich, doch auch der bleibt aus.

Als ich schemenhaft die ersten Menschen in der Ferne erkenne, halte ich den Atem an und mein Herz schlägt so laut, dass ich Bedenken habe, dass sie es hören können. Unwillkürlich drücke ich mich in einen dunklen Spalt zwischen den Häusern. Ich kann nicht sagen, was es ist, aber etwas ist seltsam an ihnen.

Neben mir wird eine Tür geöffnet und ein Mann erscheint. Ich drücke mich tiefer in die Schatten und meinen Rücken an die kalte Mauer. Nach der Uhrzeit zu schließen, ist er auf dem Weg zur Arbeit, aber seine Kleidung erinnert eher an eine Kostümparty. Er trägt einen abgetragenen, braunen Anzug, der schlecht sitzt und an seinem Körper hängt. Auch der Hut hat seine besten Tage bereits weit hinter sich gelassen.

Vielleicht sollte ich ihn fragen … Er könnte mir erklären, wie ich hier rauskomme. Aber was ist, wenn er gefährlich ist?

Vorsichtig schaue ich um die Ecke. Er steht noch immer dort und richtet seinen Hut. All meinen Mut zusammennehmend, trete ich aus den Schatten. Sein Blick richtet sich auf mich. Er steht nur da und mustert mich, wobei sich seine Augenbrauen immer weiter zusammenziehen.

Ich räuspere mich. »Entschuldigen Sie, aber ich befürchte, ich habe mich verirrt. Können Sie mir sagen, wie ich nach London kommen?«

»Was erzählst du da, Mädchen?«, raunzt er mich in einem tiefen Dialekt an, bei dem ich Mühe habe, ihn überhaupt zu verstehen.

Während er eben noch irritiert aussah, zeichnen seine Miene nun misstrauisch zusammengepresste Lippen und zu Schlitzen verengte Augen.

Das war eine ganz schlechte Idee. Ich wusste, warum ich mich lieber versteckt habe. Irgendetwas steht in seinem Blick, was mir die Nackenhaare zu Berge stehen lässt und mir sagt, dass ich lieber rennen sollte.

»Oh, nichts. Wissen Sie, ich denke, mir ist der Weg gerade in diesem Moment wieder eingefallen.«

Bevor er noch etwas erwidern kann, drehe ich mich schnell um und trete den Rückzug in den Spalt zwischen den Häusern an. Seinen Blick kann ich noch eine ganze Weile lang auf mir spüren, während ich mich bemühe, nicht einfach loszusprinten und so noch mehr Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Als ich auf der anderen Seite auf der nächsten Straße herauskomme, tauchen immer mehr Menschen auf und alle tragen fremdartige, abgenutzte Kleidung. Die Frauen in langen Kleidern und Schals um ihre Köpfe gebunden, die Männer in weiten Hemden mit grob gewebten Hosen.

Nur ist ihre Erscheinung nicht das Skurrile in dieser Situation – ich bin es. Ich bin diejenige, die fehl am Platz wirkt.

Ich dachte, dass dieser Tag seinen Tiefpunkt bereits erreicht hat, als ich mich auf einem stinkenden dreckigen Boden wiedergefunden habe. Aber das hier … Es ist so unbegreiflich, dass es nicht real sein kann. Es kann kein echter Ort sein und ich kann nicht hier sein. Es ist einfach unmöglich!

Ich presse mit weit aufgerissenen Augen eine Hand auf meinen Mund, um meine hektische Atmung zu beruhigen.

Warum holt mich niemand hier raus?

Kapitel 2
EIN SAUBERES HAUS

Melody

Nachdem ich mich von meinem kleinen, oder auch größeren, Nervenzusammenbruch erholt habe, bin ich zu dem Entschluss gekommen, dass ich etwas unternehmen muss. Ich kann nicht in den Häuserspalten herumlungern und erwarten, dass mir irgendwer zur Rettung eilt. Erst recht nicht nach meinem Erlebnis mit diesem Mann.

Müde und mit knurrendem Magen zwinge ich mich seit Stunden, im Schutz der Schatten durch die Straßen, immer in der Hoffnung, dass hinter der nächsten Abbiegung alles ist, wie ich es kenne. Oder wenigstens ein Schild, ein Straßenname, irgendetwas, was mir sagt, wo ich bin.

Aber wie das so mit Wünschen ist, sollte man sie manchmal nicht aussprechen – und dieser gehört eindeutig dazu!

Zwischen zwei Gebäuden wird plötzlich der Blick auf einen langen, dunklen Fluss frei – die Themse, wie sie sich ihren Weg durch London bahnt. Mein Zuhause, die Stadt, von der ich dachte, dass ich sie so gut kenne. Doch das vor mir ist nicht *mein* London.

Ich lasse mich mit einer Schulter gegen die Hauswand fallen und starre auf den unwirklichen Anblick vor mir. Es ist zu viel, alles ist zu viel!

Während ich mich bis eben daran geklammert habe, dass ich hier schon rauskommen würde, wenn ich nur weit genug

laufe, sickert jetzt das letzte bisschen Zuversicht aus mir hinaus und hinterlässt nur Leere.

Mein Körper sehnt sich nach Schlaf, nach ein paar Stunden, um zu vergessen, dass ich scheinbar von vollkommen Irren gekidnappt und in eine bizarre Kopie von London verfrachtet wurde. Doch ich weiß nicht wohin. Mein Zuhause existiert nicht mehr. Gestern wurde es mir innerhalb von Minuten genommen. Dann ein zweites Mal, als man mich an diesen unwirklichen Ort verschleppt hat.

Unentschlossen blicke ich auf das Gebäude vor mir, über dessen Eingangstür ein Schild mit der Aufschrift *Gasthaus zum Glück* hängt. Trotz des äußerlichen Eindrucks einer heruntergekommenen Spelunke weckt allein der Gedanke an ein Bett Glücksgefühle in mir. Ich stoße die Tür auf, die ein elendes Quietschen von sich gibt, und betrete den Raum.

Von innen sieht es sogar noch trostloser aus. Es dringt kaum Licht durch die kleinen Fenster und ein muffiger Geruch liegt in der Luft. Der Boden ist uneben, überall wurde Sägemehl verteilt, von dem ich gar nicht wissen will, was sich darin alles festgesaugt hat. Trotz ernster Zweifel, ob das gerade eine gute Idee ist, überwiegt der überwältigende Wunsch nach Schlaf.

An einem grob gefertigten Tisch in der Ecke sitzen ein paar Männer in abgetragener Kleidung, an ihren Händen und Gesichtern hängt der Schlamm von der Arbeit am Fluss. Ich bemühe mich, sie zu ignorieren, auch wenn sich ihre Blicke in mich bohren. Einer von ihnen ruft mir etwas Unverständliches

zu, von dem es vermutlich besser ist, dass ich es nicht verstanden habe. Schnell begebe ich mich zum Tresen, hinter dem der Wirt damit beschäftigt ist, Gläser abzutrocknen.

Ein massiger Mann mit tiefen Falten, der aussieht, als sollte er schon längst den Ruhestand angetreten haben.

Ich ringe mir ein Lächeln ab. »Entschuldigen Sie. Hätten Sie ein Zimmer für mich?«

»Verschwinde!«, blafft er mich mit kratziger Stimme an.

Überrumpelt von der Feindseligkeit entfährt mir lediglich ein: »Uh, was?«

»Verschwinde, habe ich gesagt! Hörst du schlecht, Weib?«

Weib? Was für ein Arschloch!

Beinahe hätte ich ihm genau das ins Gesicht gesagt, kann mich aber gerade noch beherrschen. Leider brauche ich ihn. Kein anderes Gasthaus ist in Sicht und mein Schlaf ist mir wichtiger als mein Stolz.

»Ich würde gerne ein Zimmer für eine Nacht mieten. Ich zahle im Voraus.« Dabei ziehe ich meine Kreditkarte aus meiner Jackentasche und halte sie ihm hin.

Wenigstens sollte dieses Loch nicht teuer sein. Obwohl mein Kontostand auch ein nicht teures Zimmer nur schwer verkraftet. Als Studentin in London bin ich chronisch pleite, jede zusätzliche Ausgabe schmerzt doppelt.

Er starrt nur verständnislos auf die Karte und blafft mich dann an. »Das ist ein sauberes Haus. Ich werde es sicherlich nicht von einer wie dir beschmutzen lassen. Wenn du deine dreckigen Praktiken ausführen willst, geh zu Angélique!«

Beinahe hätte ich laut geschnaubt, als er dieses Haus als *sauber* bezeichnet hat. Es ist ein modriges Drecksloch, was sich

auch in den Gästen widerspiegelt. Trotz meiner verschlammten Hose bin ich die Sauberste im Raum.

Kraftlos lasse ich die Arme hängen. »Und wo finde ich diese Angélique?«

Ein Grinsen breitet sich auf seinem faltigen Gesicht aus, das allerdings mehr nach einer Grimasse aussieht. Anstatt mit mir zu sprechen, ruft er einem der Männer in der Ecke zu: »Ronnie, hier ist eine, die zu Angélique will.«

Ronnie ist derjenige, der mir vorhin etwas zugerufen hat, als ich den Raum betreten habe. Mit rauer Stimme antwortet er: »Sie sieht seltsam aus. Was soll die Kleidung? Angélique wird sie –«

»Ist doch egal«, fällt ihm ein anderer ins Wort. »Sie wird sie sowieso nicht lange tragen. Die Hure soll nur ordentlich die Beine breitmachen.«

Meine Nackenhaare stellen sich auf und ein Schauder läuft mir über den Rücken.

Sie halten mich für eine Prostituierte!

Mich überkommt immer mehr die Befürchtung, dass Angélique kein Gasthaus leitet, sondern etwas, wohin ich ganz bestimmt nicht will.

»Schon gut«, wehre ich mit zitternder Stimme ab, »ich finde den Weg allein.«

Ich will mich umdrehen, doch da packt mich der Wirt über den Tresen am Oberarm. Erschrocken schreie ich auf und versuche, meinen Arm wegzureißen. Auch wenn er alt aussieht, sein Griff ist so gar nicht der eines gebrechlichen Mannes. Er schließt seine Finger noch fester um meinen Arm, presst sie in meine Haut.

»Du kleine dreckige Hure …«

»Lass mich los!«, zische ich ihm entgegen und reiße wieder an meinem Arm, aber er bewegt sich kein Stück.

Der Wirt lacht laut auf und sieht mich mit dunklen Augen an. »Vielleicht sollte ich doch selbst Gebrauch von dir machen.«

Mein Magen rebelliert, mein Brustkorb ist wie zugeschnürt. Ich weiß nicht, was mich dazu bringt, aber ohne zu zögern oder über irgendwelche Konsequenzen nachzudenken, beuge ich mich nach vorne und beiße ihm, so fest ich kann, in den Unterarm.

Überrascht schreit er auf. Für den Bruchteil einer Sekunde lockert er seinen Griff, doch das reicht schon aus. Dieses Mal schaffe ich es, mich von ihm freizumachen, und renne zum Ausgang. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich die Männer in der Ecke ebenfalls in Bewegung setzen, doch zum Glück müssen sie erst um die anderen Tische herum, um zu mir zu kommen. In der Zeit habe ich die Tür bereits erreicht. Sie gibt ein lautes Ächzen von sich, als ich sie aufreiße. Ohne mich nur einmal umzudrehen, sprinte ich die Straße nach unten.

Meine Füße schreien, meine Beine drohen, nachzugeben, und meine Lunge brennt. Ich muss mich immer weiter antreiben, bloß nicht langsamer zu werden. Ich biege mal nach links, mal nach rechts ab, erst nachdem ich viele Hunderte Meter vom Gasthaus entfernt bin, traue ich mich zum ersten Mal, mich umzusehen.

Weder der Wirt noch die anderen Männer sind zu sehen, aber es ist zu früh, um wirklich aufzuatmen. Ich drücke mich wieder in einen Häuserspalt und beobachte die Straße. Doch auch nachdem eine ganze Weile vergangen ist, taucht keiner

von ihnen auf. Endlich erlaube ich es mir, tief durchzuatmen und mich erschöpft an der Hauswand auf den Boden sinken zu lassen.

Das Gesicht hinter meinen Händen verborgen, stiehlt sich ein unkontrolliertes Schluchzen über meine Lippen, während die Tränen unaufhaltsam fließen.

Alles, was sich seit meiner Ankunft an diesem furchtbaren Ort aufgestaut hat, drängt sich nun an die Oberfläche und bricht aus mir hervor.

Ich habe nicht einmal eine Ahnung, wie ich hierhergekommen bin, war mit einem Mal einfach hier. In dem einen Augenblick stand ich noch unter dem Vordach und im nächsten saß ich schon auf dem Boden, umgeben von stinkender Gülle. Die einzige Erklärung, die ich dafür habe, ist, dass ich ohnmächtig war und mich irgendwer verschleppt hat. Aber warum? Weshalb bringt man mich hierher und verschwindet dann?

Dieser Ort müsste doch bekannt sein. Eine Version von London, in der die Menschen wie vor zweihundert Jahren leben, davon hätte ich bestimmt gehört. Ein Dorf könnte man vielleicht verbergen, aber eine ganze Stadt? Sollte so etwas existieren, da bin ich mir sicher, würde es die Menschen in Scharen anziehen, allein aus Neugier an der längst vergangenen Zeit.

Das Klappern von Hufen lässt mich aufsehen, nur wenige Minuten später zieht eine Kutsche an dem Häuserspalt vorbei. Sie wird von zwei schwarzen Pferden gezogen und vorne sitzt ein Kutscher, bekleidet mit einem ebenso schwarzen Mantel und Hut. Das Gefährt ist geschlossen und die Vorhänge zugezogen. Sofort frage ich mich, wer sich wohl dahinter befindet.

Normalerweise sollte ich von diesem Anblick überrascht sein, doch stattdessen betrachte ich das Gespann nur durch meine brennenden Augen, ohne eine Miene zu verziehen. Mittlerweile habe ich akzeptiert, dass nichts so ist, wie ich es kenne. Ich mag noch keine vierundzwanzig Stunden hier sein, aber ich habe genug gesehen, um zu wissen, dass ich nicht mehr zu Hause bin.

Ein bitterer Gedanke durchzuckt mich. Was, wenn *er* etwas damit zu tun hat? Vielleicht wollte er mich loswerden, um …

Nein! Ich muss aufhören, daran zu denken! Wie sehr ich ihn auch gerade verachten mag, er ist kein ... er ist kein Krimineller. Nach all den Jahren sollte ich ihn zumindest so gut kennen.

Doch die Wahrheit ist, dass man einen Menschen erst richtig durchschaut, wenn er sein wahres Gesicht zeigen will.

Eins ist jedoch klar: Ich muss hier irgendwie raus.

Doch die Hoffnung, aus diesem bösen Traum aufzuwachen, habe ich verloren, und die Sonne am Horizont sinkt immer tiefer. Das bedeutet, die Dunkelheit bricht bald herein und ich erinnere mich noch zu gut an das Gefühl, in einem undurchdringlichen schwarzen Loch gefangen zu sein, um eine weitere Nacht im Freien erleben zu wollen. Mein Handyakku wird nicht ewig halten, und wenn er leer ist, habe ich keine Möglichkeit mehr, nur einen Funken Helligkeit in die Schwärze zu bringen.

Aber erst einmal benötige ich Kleidung. Einen Mantel, irgendetwas, womit ich nicht mehr so auffalle. Leider habe ich keine Ahnung, wie ich mir den besorgen soll. Ich kann unmöglich diese armen Menschen beklauen. Wer seine Kleidung noch in solch einem schlechten Zustand trägt, wird sich mit

großer Wahrscheinlichkeit keine neue leisten können. Ich habe ein paar wenige Pfund in der Jacke, aber davon bekomme ich nicht einmal ein Paar Socken. Bei der Art, wie der Wirt meine Kreditkarte angesehen hat, bezweifle ich, dass die mir viel nützen wird. In einer Stadt, in der die Menschen mit Kutschen fahren, ihre Räume mit Kerzen beleuchten und ihre Wäsche über großen Waschkübeln reinigen, zahlt man mit Sicherheit nicht mit Kreditkarte.

Auf der Plusseite kann ich verzeichnen, dass ich mittlerweile in einem Viertel angekommen bin, das nicht komplett verwahrlost ist und damit nicht mehr ganz so beängstigend auf mich wirkt. Die Häuser sind gepflegter, die Straßen nicht mehr voller Dreck und auch die Kleidung der Menschen, die ich draußen sehe, ist in einem besseren Zustand.

Die Minusseite ist leider um einiges umfangreicher. Ich habe nicht geschlafen, habe keine neuen Klamotten, die Dunkelheit nimmt zu und mein Magen fühlt sich an wie ein leeres Loch.

Mehrfach bin ich schon kurz davor gewesen, irgendjemanden auf der Straße anzusprechen und anzuflehen, mir aus dieser Stadt zu helfen. Aber meine bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, dass mir niemand helfen will.

Mein Weg hierher bestand darin, dass ich mich in den Schatten der Häuser und durch enge Gassen gedrückt habe, damit mich so wenig Menschen wie möglich sehen. Die paar bisherigen Reaktionen auf meine Erscheinung haben ausge-

reicht, um sie zu fürchten. Sie haben auf mich gezeigt, geschrien, gelacht oder mich mit Abscheu angesehen. Ich verstehe nur nicht, warum ihnen nicht klar ist, dass ich von außerhalb kommen muss. Sind sie schon so lange hier, dass sie nicht wissen, wie die Menschen an anderen Orten leben? Doch das ist ein Problem, mit dem ich mich zu einer anderen Zeit auseinandersetzen muss. Gerade kann ich an nichts anderes mehr denken, als endlich zu schlafen. Ich traue mich nicht, noch einmal in ein Gasthaus zu gehen, aber die Alternative ist die Straße.

»Miss?«, erklingt eine Frauenstimme hinter mir.

Erschrocken wirble ich herum und mein Puls schießt in die Höhe. Viel zu tief in meinen Gedanken versunken, habe ich sie nicht kommen hören.

Meine Kehle wird staubtrocken. Ich will rennen, aber etwas in ihrem Blick stoppt mich. Ihre braunen Augen schauen mich gutmütig an und um ihren Mund liegt ein zartes Lächeln. Sie muss in ihren Fünfzigern sein, und alles an ihr schreit nach Reichtum. Ihre grauen, vollen Haare hat sie kunstvoll nach oben gesteckt und eine silberne Brosche ziert ihre linke Seite. Sie ist etwas kleiner als ich und ihre leicht rundliche Figur steckt in einem weit ausgestellten dunkelgrünen Samtkleid.

Sanfter spricht sie weiter: »Mein Name ist Agnes Preston, ich bin die Countess of Cottenham. Bitte laufen Sie nicht weg. Ich bin ja so froh, dass ich Sie gefunden habe. Wir haben Sie schon überall gesucht.«

Kapitel 3
DIE COTTENHAMS

Melody

Fassungslos starre ich die Frau vor mir an. Sie hat mich gesucht? Warum sollte sie? O Gott, was ist, wenn mich der Wirt angezeigt hat? Was bekommt man dafür, jemanden zu beißen?

»Es war Notwehr!«, platze ich hervor.

»Notwehr?«

»Ja! Er hat mich festgehalten, deshalb habe ich ihn gebissen.«

»Oh.« Sie sieht noch immer so aus, als wüsste sie nicht, was sie aus meiner Aussage machen soll. »Nun ja, das klingt wirklich nicht sehr nett. Ich bin froh, dass Sie sich befreien konnten.«

»S-sind Sie?«

»Aber natürlich. Wir wollen doch nicht, dass Ihnen etwas zustößt. Genau deshalb bin ich hier. Ich bin gekommen, um Sie einzusammeln und mit zu uns nach Hause zu nehmen.«

Mir klappt der Mund auf. Das kann nur ein Trick sein.

»Warum sollten Sie das tun?«

»Weil Sie nicht auf der Straße bleiben können. Und wenn mich nicht alles täuscht, benötigen Sie sicherlich ein wenig Hilfe, sich in dieser Zeit zurechtzufinden.«

Zeit ... In dieser Zeit ... Nicht Ort? Sie hat nicht Ort gesagt, sondern Zeit. Gott, aber das ist nicht möglich. Vielleicht ist sie nicht ganz bei sich und bildet sich ein, dass wir uns wirklich in einem anderen Jahrhundert befinden. Allerdings ist

es ganz sicher keine gute Idee, mit so jemandem nach Hause zu gehen. Das ist genau wie die Sache, bei Fremden ins Auto zu steigen. Man lernt schon als kleines Kind, dass man das nicht tun sollte.

»Ich verstehe, dass all das viel für Sie ist«, spricht sie weiter. »Und auch, wenn Sie mir nicht vertrauen. Aber ich verspreche Ihnen, dass ich nur die besten Absichten hege. Ich will Ihnen helfen. Mein Mann, der Earl of Cottenham, und ich werden unser Möglichstes tun, damit Sie sich für die Dauer Ihres Aufenthaltes wohlfühlen.«

»Und was ist, wenn ich nicht mitkommen will?« Langsam trete ich einen weiteren Schritt zurück. Sicher ist sicher.

»Ich werde Sie nicht zwingen, aber ich hoffe doch, dass Sie sich dafür entscheiden, meiner Einladung zu folgen. Es wäre doch ein Jammer, stieße Ihnen etwas zu.«

Äh, ja ... so kann man es auch bezeichnen. So sehr ich mich dagegen sträube, ist es, wie es aussieht, die beste Chance, die ich habe.

Mit einem Nicken nuschle ich: »Ich komme mit.«

Sie lächelt. »Wunderbar! Kommen Sie. Meine Kutsche steht gleich um die Ecke.«

Mit den Fingern umklammere ich den Saum meiner Ärmel und mein Blick huscht unruhig umher, während ich ihr folge. Ich könnte noch rennen, das wäre der Moment. Bloß wohin sollte ich schon gehen?

Vor dem Gespann werden wir von dem Kutscher empfangen, der uns die Tür aufhält. Ich steige hinter der Frau ein und erstarre, als ich bemerke, dass wir nicht allein sind. In der Kutsche sitzt ein Mann, der mir unter seinem gigantischen Schnurr-

bart zulächelt. Er ist stämmig und hat, wie auch seine Frau, graue Haare. Zumindest nehme ich an, dass es sich bei ihm um den Earl of Cottenham handelt. Aus seinem rundlichen Gesicht strahlen freundliche braune Augen.

»Darf ich vorstellen? Edwin Preston, der Earl of Cottenham«, sagt sie und sieht mich abwartend an.

Ich bin mir unsicher, was sie jetzt von mir erwartet, aber dann geht mir auf, dass ich mich nicht vorgestellt habe.

»Melody Greenwood«, antworte ich mit unnatürlich dünner Stimme.

Beide sehen mich interessiert an, aber dieses Mal ist es der Earl, der spricht. »Dann, Miss Greenwood: Willkommen in der Familie.«

❧

Zum Glück dauert die Kutschfahrt nicht lange. Es ist das erste Mal, dass ich mit einem solchen Gespann fahre, und ich kann nicht behaupten, dass es mir sonderlich viel Freude bereitet. Ganz im Gegenteil, das ständige Geschaukel lässt meinen Magen wieder rebellieren.

Den Blick nach draußen gerichtet, bestaune ich die zunehmend prächtiger werdenden Häuser. Ein Gebäude ist beeindruckender als das andere. So auch das Anwesen, vor dem wir zum Stehen kommen. Es hat eine weiße Fassade, die in liebevollster Kleinstarbeit mit Stuckelementen verziert wurde. Zu beiden Seiten der majestätischen Eingangstür ragen gigantische, runde Säulen empor.

Der Kutscher öffnet uns die Tür und hilft einem nach dem anderen heraus. Noch bevor wir überhaupt die Haustür errei-

chen, wird die von einem Herrn mittleren Alters geöffnet. Er begrüßt die Cottenhams so würdevoll, dass ich ein Lächeln unterdrücken muss. Mich würdigt er im Gegenzug keines Blickes. Ich bin mir unsicher, ob ich überhaupt eintreten darf. Doch dann dreht sich der Earl zu mir um und bittet mich, ihnen zu folgen.

Im Inneren ist das Haus noch eindrucksvoller. Die Einrichtung strahlt Eleganz und Wohlstand aus, der kunstvolle Stuck zieht sich in verschiedenen Farben über die gesamte hohe Decke. Überall sind bunte Blumenarrangements aufgestellt, die den Räumlichkeiten eine freundliche Atmosphäre verleihen.

Das Zimmer, in das sie mich führen, ist nicht weniger prunkvoll als der Eingangsbereich. Dort thront ein imposanter Kamin, umgeben von einem geschwungenen Sofa und zwei passenden Sesseln. Der gesamte Raum ist in Grüntönen gehalten, die sich auf unterschiedliche Muster verteilen. Es sieht gemütlich aus und ich bin so geschafft, dass ich beim Anblick der Polster für einen Moment sogar vergesse, dass es noch immer gut möglich ist, dass ich gerade in eine Falle gelaufen bin.

Die Frau ordert bei dem Mann, der uns die Tür geöffnet hat, einen Tee, bevor sie sich zur Sitzecke am Kamin begibt. Als sie mich bittet, Platz zu nehmen, lasse ich mich in den Sessel zur linken Seite des Kamins sinken. Direkt überfällt mich ein Anfall von Müdigkeit, gegen den ich mit Mühe ankämpfe. Trotzdem fallen mir immer wieder die Augen zu.

Nachdem auch die beiden Platz genommen haben, ist es die Frau, oder vermutlich sollte ich eher sagen die Countess, die das Schweigen durchbricht: »Sicherlich haben Sie eine Menge Fragen. Wir werden uns selbstverständlich bemühen, diese zu beantworten.«

Sie hat recht, aber dann wiederum will ich nur eines wissen:

»Wo bin ich?«

»In London«, erwidert sie sachlich.

»Äh ... ich meinte, wo bin ich wirklich?«

»Sie sind in London, Miss Greenwood«, übernimmt dieses Mal der Earl die Antwort. »Es ist bloß nicht das London, das Sie kennen. Wenn Sie mir die Frage erlauben, aus welchem Jahr sind Sie gekommen?«

»Aus welchem Jahr?«, frage ich ihn ungläubig, nicht sicher, ob ich mich vielleicht verhört habe.

Die Countess sieht mich mitfühlend an. »Miss Greenwood, ist Ihnen bewusst, dass Sie in der Zeit gereist sind?«

Okay, jetzt ist es so weit – sie sind eindeutig verrückt. Völlig fern der Realität. Ich suche ihre Gesichter ab, ob irgendetwas auf einen Scherz hindeutet, doch nichts. Sie sehen mich beide ernst an und warten auf meine Antwort.

Statt einer Erwiderung entfährt mir ein hysterisches Kichern. Das ist unmöglich. Und dennoch ist da der Hauch eines Zweifels, ob nicht doch mehr an ihren Worten dran ist, als ich wahrhaben will. Dass hier etwas nicht stimmt, ist eindeutig. Die Häuser, die Menschen, die Kleidung – alles!

»Das kann nicht sein …«, wispere ich. »Das kann einfach nicht sein!«

Ein kleines Schmunzeln schwingt in der Stimme der Countess mit. »Glauben Sie mir, ich habe damals genauso reagiert wie Sie, als man mir zum ersten Mal davon berichtet hat, dass Menschen unter uns weilen, die durch die Zeit gereist sind.«

Ich starre zwischen ihnen hin und her. Das ist ein Traum, ein wahrgewordener Albtraum.

Zeitreisen ist nur etwas aus Filmen.

Und doch fühlt sich alles so verdammt real an.

»Was für ein Jahr ist das hier?«, presse ich hervor. Ich will es nicht glauben, aber wie sehr ich mich auch dagegen sträube, finde ich keine andere Erklärung für das, was mir passiert ist. Für all die Dinge, die ich heute gesehen und gehört habe.

»Wir schreiben den 16. April 1862«, antwortet der Earl.

1862 ... 1862!

Ich presse eine Hand auf meinen Bauch. Übelkeit kommt wieder in mir hoch und meine Brust schnürt sich zu. Panisch japse ich nach Luft und presse die Augen zusammen.

»Vielleicht sollte sie sich erst einmal etwas ausruhen«, höre ich die Countess zu ihrem Mann sagen.

»Nein!«, platze ich hervor. Sie kann mich jetzt nicht so hängen lassen. Ich ... ich brauche Antworten. Sie muss mir sagen, dass all das nur ein großes Missverständnis ist. »Ich ... Was bedeutet das? Wie ist das möglich?«

In diesem Moment betreten zwei Bedienstete das Zimmer und bringen den Tee und dazu einen Teller mit verschiedenen Häppchen. Nur bei dem Anblick von Essen beginnt mein Magen zu rumoren.

Als ich die Teetasse aufnehme, klimpert sie leise gegen die Untertasse. Ich kann gerade so verhindern, dass sie mir wieder aus den Händen gleitet und ich eine riesige Sauerei anrichte.

Die Bediensteten verlassen den Raum, und der Earl nimmt meine Frage auf. »Es bedeutet, dass Sie aus der Zukunft zu uns durch die Zeit gereist sind. Auch nach vielen Jahren der Forschung ist uns noch nicht klar, wie es genau funktioniert. Aktuell vermuten wir, dass es zu Zeitlöchern kommt, die sich nur

an einem bestimmten Tag und einem bestimmten Ort auftun. Wie es aussieht, haben Sie ein ebensolches gefunden, Miss Greenwood.«

Großartig ... Von allen Menschen auf der Welt musste ich dieses unglaubliche Pech haben. Wenn ich mir meinen Tag gestern allerdings so ansehe, passt es perfekt.

»Ich will das nicht!«, presse ich hervor und kämpfe mit den Tränen.

Die Countess stellt ihre Teetasse vor sich ab und sieht mich mitleidig an. »Es ist alles ein großer Schock für Sie, aber wir sind jetzt da. Wir werden dafür sorgen, dass Sie sich bei uns zurechtfinden.«

»Ich will mich nicht zurechtfinden, ich will zurück in meine Zeit.«

Der Earl schenkt mir einen Blick, der mir irgendwie sagt, dass mir nicht gefallen wird, was als Nächstes kommt. »Das verstehen wir. Es ist bloß so ...« Er zögert und ich höre seine nächsten Worte nur gedämpft, als wäre er irgendwo weit weg. »Es ist bloß so, dass es nicht so einfach funktioniert. Es ist nur an dem Tag und dem Ort möglich, an dem die Zeitreise stattgefunden hat.«

Das bedeutet ... das bedeutet, ich sitze ein Jahr in dieser Hölle fest! Aber ein Jahr ist besser als für immer, richtig? Es ist besser, aber es hilft wenig gegen meine zitternden Hände und dem immer weiter zunehmenden Druck auf meinem Brustkorb. Ein Jahr klingt wie eine Ewigkeit.

»Sehen Sie es als ein Abenteuer. Ein Erlebnis, das nicht vielen Menschen vergönnt ist«, versucht er, mich aufzuheitern.

Mir entfährt ein Schnauben. »Ich will kein verdammtes Abenteuer, ich will nicht zu diesen wenigen Menschen gehören!«

Ich will bloß Melody sein. Die gewöhnliche Studentin aus London, für die sich niemand großartig interessiert!

Die Countess sieht mich an, Mitleid und Verständnis liegen in ihrem Blick. »Wieso nehmen Sie sich nicht noch ein paar Häppchen, damit Sie etwas im Magen haben, und ruhen sich dann aus. Alles Weitere können wir morgen besprechen.«

Ich nicke bloß abwesend. Mein eben noch vorhandener Hunger ist einer andauernden Übelkeit gewichen. Ich hänge hier fest, das ist alles, woran ich gerade denken kann.

Kapitel 4
MYLADY

Melody

Schon seit Stunden liege ich wach im Bett, als sich die Sonnenstrahlen behutsam den Weg durch das Fenster bahnen. Meine Nacht hat daraus bestanden, dass ich nur eingeschlafen bin, um schweißgebadet aus dem nächsten Albtraum wieder aufzuwachen. Ein Unbehagen hält mich gefangen, selbst die aufgehende Sonne kann die Schatten in meinem Inneren nicht vertreiben.

Noch immer kann ich es nicht glauben, *will* es nicht glauben. Doch ich weiß, dass es wahr ist. Ich bin im Jahr 1862, im Haus von Fremden, mit denen ich nicht in einem Leben existieren dürfte.

Ich weiß nicht, was ich von ihnen halten soll oder ob sie mir überhaupt die Wahrheit sagen. Ein Earl und eine Countess, die in irgendwelche Zeitreiseangelegenheiten verstrickt sind. Allein das Wort *Zeitreise* zu denken, fühlt sich falsch an. Ich wünschte, ich könnte wenigstens für einen Moment so tun, als wäre mir das alles nicht passiert. Doch ich sehe immerzu die Bilder der Häuser, das Gesicht des Wirts, die Männer in dem Gasthaus, die Menschen auf der Straße. Und wenn ich mich umsehe, wird mir schmerzhaft vor Augen geführt, dass ich nicht mehr zu Hause bin.

An dem Zimmer ist nichts auszusetzen. Ganz im Gegenteil, es ist wunderschön und kein Vergleich mit meinem winzigen

Raum, der größtenteils aus alten zusammengestückelten Möbeln besteht. Dieses Zimmer hier ist riesig. Die Sonne strahlt durch die hohen Fenster herein, an der Wand steht ein majestätisches Bett, umgeben von zwei gepolsterten Sesseln, einem kleinen Schreibtisch und einem Frisiertisch mit einem Spiegel, alles aus weißem Holz mit goldenen Verzierungen. Von hier gelangt man in ein weiteres kleineres Zimmer, in dem Platz für Kleidung und Schuhe ist.

Obwohl mir klar ist, dass ich keinen Schlaf mehr finden werde, zögere ich, aufzustehen. Das Bett zu verlassen, bedeutet, dass ich mich mit allem auseinandersetzen muss. Die Cottenhams werden mit mir sprechen wollen und ich habe keine Ahnung, was sie von mir erwarten oder ob ich ihnen überhaupt vertrauen kann. Ich will nur, dass dieses Jahr vorübergeht und ich in mein altes Leben zurückkehren kann.

Ein Leben, von dem nicht mehr viel übrig ist.

Aber es ist meins! Es ist das, was ich kenne. Und ich fühle mich lieber miserabel in meiner Zeit als in dieser fremden.

Ein sanftes Klopfen reißt mich aus meinen Gedanken. Die Tür wird geöffnet und eine zierliche Dienstbotin betritt den Raum. Ihr rotes Haar hat sie in einem strengen Dutt zusammengebunden, doch die Sommersprossen auf ihrer Nase geben ihr etwas Lebensfrohes.

»Entschuldigen Sie bitte, Mylady. Die Countess of Cottenham hat mich gebeten, Ihnen ein Bad zu bereiten und beim Ankleiden zu helfen. Mein Name ist Madison.«

Ungläubig sehe ich sie an, soll das ein Scherz sein? Doch mir geht schnell auf, dass Menschen wie die Cottenhams sicherlich für alles Bedienstete haben. Sie öffnen ihnen die Tür,

servieren Tee und Häppchen, also warum sich selbst waschen oder anziehen?

Madison sieht mich unsicher an, da ich noch immer nicht reagiert habe. Ich räuspere mich. »Das ist nicht nötig. Vielen Dank!«

»Ich helfe gerne, Mylady«, erwidert sie mit ernster Miene.

Die Art, wie sie mich gerade schon zum zweiten Mal anspricht, lässt mich zusammenzucken. Ich will nicht so genannt werden. Es fühlt sich so vieles falsch daran an, dass ich schreien will. Madison hingegen scheint mein Schweigen als Zustimmung zu interpretieren, denn sie verschwindet in den Nebenraum und kehrt mit einem hellblauen Kleid zurück.

»Das wird ganz bezaubernd an Ihnen aussehen, Mylady. Es passt so gut zu Ihren grünen Augen«, sagt sie zu mir und hält es hoch.

Ich nicke bloß. Mir fehlt die Energie, dagegen anzukämpfen. Außerdem gehört Madison zu diesen Menschen, die es einem schwer machen, etwas gegen sie zu sagen. Sie wirkt so liebenswürdig, dass ich sie nicht verletzen will.

Also lasse ich mich von ihr in das Badezimmer führen, das sich nur ein Stück den Flur entlang befindet. Dort ist die Porzellanwanne, die mit Blumenmustern verziert ist, bereits mit Wasser befüllt worden.

Ich räuspere mich. »Von hier schaffe ich es allein.«

»Aber, Mylady!«, ruft sie entsetzt aus.

Hilflos sehe ich sie an. Wie mache ich ihr begreiflich, dass ich einfach allein sein will?

Madison sieht zwar nicht glücklich aus, neigt aber schließlich ihren Kopf und tritt dann rückwärts aus der Tür.

Ich bleibe allein in dem Badezimmer zurück. Ein angenehmer Duft nach Lavendel liegt in der Luft.

Mit einer fließenden Bewegung ziehe ich mir mein Nachtkleid über den Kopf und lasse es auf den Boden fallen. Ich teste mit einem Fuß, wie heiß das Wasser ist, doch es hat genau die richtige Temperatur, damit man sich darin versinken und von der Wärme einnehmen lassen kann.

Genau das tue ich, und als ich erst einmal darin bin, will ich gar nicht mehr aussteigen. Ich schließe die Augen, atme den Duft des Badeöls ein und spüre, wie sich mein Herzschlag immer weiter beruhigt. Für diese Minuten versuche ich, nicht daran zu denken, wo ich bin, was das alles zu bedeuten hat und dass nichts mehr so ist, wie ich es kannte.

Erst als meine Haut schrumpelig und das Wasser so kalt geworden ist, dass ich fröstle, steige ich wieder aus der Wanne. Madison hat ein großes Handtuch an die Seite gelegt, mit dem ich mich zuerst abreibe und dann meinen Körper darin einwickle.

Die nächste Herausforderung wird sein, wie ich in dieses Kleid komme, das sie an die Tür gehängt hat. Ich begutachte die einzelnen Kleidungsstücke, die aus Unterwäsche, einem Unterkleid und dem hellblauen Tageskleid bestehen, das Madison vorhin in der Hand hatte.

Ziemlich schnell wird klar, ich werde mich niemals allein anziehen können. Mit der Unterwäsche und dem Unterkleid bin ich noch zurechtgekommen, aber das Kleid selbst hat so viele kleine Knöpfe am Rücken, und nicht einen davon kann ich selbstständig schließen.

Vorsichtig öffne ich die Tür einen Spalt und sehe in den Gang. Das Kleid halte ich mit einer Hand hinter mir zu und

schlüpfe hinaus. Unsicher schaue ich mich um. Welche Tür hat noch gleich zu meinem Zimmer gehört?

»Mylady«, höre ich die zarte Stimme von Madison hinter mir. »Darf ich Ihnen behilflich sein?«

Geschlagen seufze ich. »Könntest du das Kleid schließen?«

»Selbstverständlich, Lady Melody.«

Madison drängt mich in mein Zimmer, das sich, wie ich jetzt merke, nur zwei Türen weiter befindet. Dabei entgeht mir ihr nervöser Blick nicht, mit dem sie sich umsieht, ob uns auch sonst niemand bemerkt hat. Scheinbar ist sie zufrieden, denn sie atmet leise erleichtert aus.

Zurück in meinem Zimmer macht sie sich sofort an die Arbeit. Geduldig knöpft sie jeden einzelnen der Knöpfe zu. Schließlich steckt sie mit ein paar geschickten Griffen meine braunen, langen Haare zu einer einfachen Hochsteckfrisur an meinem Hinterkopf zusammen.

Als ich in den Spiegel am Frisiertisch sehe, erkenne ich mich kaum wieder. Ich sehe aus wie eine von ihnen. Das Kleid ist weit ausgestellt, aber sonst ohne allzu viel Schnickschnack. Der Stoff ist dünn und an den Armen fast durchsichtig. Ich weiß nicht, ob ich von diesem Anblick fasziniert sein oder ihn hassen soll. Alles, was mich näher an diese Welt bringt, entreißt mich weiter meiner eigenen – und das jagt mir eine Heidenangst ein.

❧

Madison hat mich zum Frühstückszimmer geführt, hier sitze ich nun am Tisch mit den Cottenhams. Bisher haben sie nicht viel zu mir gesagt und ich picke lustlos in dem Obst auf mei-

nem Teller herum. Eigentlich sollte ich einen riesigen Hunger haben, denn abgesehen von zwei, drei Häppchen gestern Abend habe ich noch immer nichts gegessen. Doch mein Magen ist wie zugeschnürt.

»Es wäre ratsam, über das weitere Vorgehen zu sprechen«, wendet sich der Earl an mich. »Es ist wichtig, dass Sie nicht auffallen.«

Ich sehe ihn ausdruckslos an. »Das hatte ich nicht vor.«

»Daher müssen Sie lernen, wie Sie sich in dieser Zeit angemessen verhalten.«

»Warum? Ich bleibe im Haus und sorge dafür, niemandem zu begegnen.«

Entsetzt richtet sich die Countess auf. »Aber nicht doch, Miss Greenwood! Sie sollen doch eine schöne Zeit bei uns haben und sich nicht im Haus verstecken. Die Saison hat gerade erst begonnen. Eine wunderbare Zeit für eine junge Dame wie Sie.«

Bei ihren Worten hätte ich mich beinahe an dem Apfelstück verschluckt, das ich mir in diesem Moment in den Mund geschoben habe.

»Die Saison?«, frage ich ungläubig.

»Es ist eine große Freude für die jungen Menschen. All die Bälle und gesellschaftlichen Anlässe – eine außergewöhnliche Zeit. Auch der Earl und ich freuen uns immer darauf, da sich so viele Möglichkeiten bieten, das Haus zu verlassen.«

»Äh ...«, stammle ich unbeholfen, fassungslos, dass sie überhaupt auf die Idee kommt, dass ich an etwas wie der Londoner Saison teilnehmen sollte. Ich mag zwar keine genaue Vorstellung von diesem Jahrhundert haben, aber ich habe genug his-

torische Filme gesehen, um mir grob vorstellen zu können, was mich erwartet.

»Uns ist aufgefallen, dass wir gestern gar nicht mehr klären konnten, aus welchem Jahr Sie kommen, Miss Greenwood«, sagt die Countess zu mir.

»2025.«

»Oh, wie faszinierend! Es ist sicherlich sehr spannend, wie sich alles verändert hat. Haben Sie denn dort an der Saison teilgenommen?«

»Uhm ... nein. Es ist in meiner Zeit nicht mehr wirklich eine Sache«, erwidere ich zögerlich.

Zumindest ist es das nicht für Menschen wie mich. Vielleicht für irgendwelche Reichen, die auf Debütantinnenbälle gehen, aber das ist eine Welt, mit der ich nie etwas zu tun hatte.

»Wie schade«, erwidert sie enttäuscht, fängt sich dann aber schnell wieder. »Dann haben Sie jetzt die Gelegenheit dazu.«

»Ich denke nicht, dass es eine gute Idee ist ... Ich würde dieses Jahr gerne einfach hinter mich bringen.«

»Aber es wird viel schneller vergehen, wenn Sie sich amüsieren.«

Ich überlege, wie ich ihr mitteilen soll, dass ich ganz sicherlich keinen Spaß daran habe, auf irgendwelchen Bällen herumzurennen, die, wenn ich mich nicht täusche, den Hauptzweck haben, einen Ehepartner zu finden.

»Agnes«, der Earl sieht amüsiert zu seiner Frau. »Vielleicht sollten wir zunächst einmal damit beginnen, Miss Greenwood die Grundlagen zu erklären.«

»Ja, natürlich«, erwidert sie mit einem sanften Lächeln. »Du hast recht.«

»Also, Miss Greenwood«, wendet sich der Earl an mich, »machen wir Sie zu einer echten Lady.«

Mir war in dem Moment, als der Earl das gesagt hat, nicht bewusst, wie ernst er es meint. Schon eine Stunde später sitze ich mit ihm und seiner Frau in einem großen Arbeitszimmer mit dunklen Holzmöbeln und sehe auf die Unterlagen, die er vor uns auf dem Schreibtisch ausgebreitet hat.

»Darin finden Sie alles, was Ihre neue Identität betrifft, Miss Greenwood. Oder ich sollte wohl besser sagen, Lady Melody.«

»Ich soll Ihre Nichte spielen?«, frage ich die beiden ungläubig.

»Der Vorteil ist, mein Bruder war in London nie besonders bekannt. Er hat sich schon früh nach Cornwall zurückgezogen«, erklärt mir der Earl. »Es wird niemanden wundern, dass man bisher nichts über seine Tochter weiß. Er ist vor zwei Jahren verstorben.«

»Und was geschieht mit Ihrer *Nichte*, wenn ich in einem Jahr verschwinde?«

»Wir werden behaupten, dass Sie wieder zurückgegangen sind. Dass Ihnen das Leben in London zu stressig war, nachdem Sie für so lange Zeit in der Ruhe eines kleinen Landsitzes in Cornwall aufgewachsen sind.«

Ich kneife die Augen leicht zusammen. »Das klingt alles sehr durchdacht.« Fast etwas *zu* durchdacht, dafür, dass ich erst seit gestern Abend hier bin.

Lächelnd erwidert die Countess: »Diese Geschichte steht bereits seit Jahren fest. Es gibt eine für einen Herren und eine

für eine Dame. Wir konnten schließlich nicht wissen, wann oder wer bei uns landet.«

»Sie ... Sie haben damit geplant?«

»Natürlich. Die Möglichkeit bestand immerhin zu jeder Zeit.«

»K-können Sie spüren, wenn jemand ... wenn jemand durch die Zeit reist?«

»Oh, aber nein. Es ist gut möglich, dass noch viel mehr von Ihrer Sorte unter uns sind.«

»Aber woher wussten Sie dann von mir?«

»Sie wurden gesichtet, doch leider hat man Ihre Spur verloren. Daraufhin wurde der Rat informiert und wir haben uns auf die Suche gemacht.«

»Den Rat?«

»Den *Rat der Zeitreisenden*. Eine geheime Organisation, die sich um Menschen wie Sie kümmert und versucht, mehr über Zeitreisen und deren Auslöser herauszufinden«, erklärt der Earl.

Hätte mir jemand das vor ein paar Tagen erzählt, hätte ich denjenigen für verrückt gehalten. Aber jetzt ...

»Gibt es noch andere Zeitreisende?«, frage ich ihn.

»Aktuell ist niemand bekannt. Zumindest nicht in England.«

Ich nicke etwas enttäuscht. Es wäre schön gewesen, mit jemandem zu reden, dem das Gleiche widerfahren ist.

»Es passiert nur sehr selten. Sie sind erst die dritte Zeitreisende, die wir kennenlernen. Dass fast alle nach einem Jahr zurückkehren, macht es natürlich noch seltener, auf einen zu treffen. Es gibt nur wenige Zeitreisende, die geblieben sind.«

Irritiert sehe ich von ihr zu ihm. »Warum sollte man in einer fremden Zeit bleiben wollen?«

»Ist da nicht immer dieser eine Grund?«, fragt Agnes.

»Welcher?«

»Die Liebe.«